

Gisela Ecker (Frankfurt a. M.)

*Der Kritiker, die Autorin
und das »allgemeine Subjekt«.
Ein Dreiecksverhältnis mit Folgen*

I

Über das allgemeine Subjekt, das Konstrukt des prototypischen Menschen, wird heute im Rahmen der feministischen Diskussion viel gesprochen. Was in den letzten Jahren zusehends in den Blickpunkt der Kritik gerückt ist, ist die Tatsache, daß dieses Abstraktum Mensch, vor allem als Held der Philosophie nicht etwa geschlechtsneutral ist oder so angelegt ist, daß er das männliche und das weibliche Geschlecht vertreten kann, sondern daß er vielmehr deutlich männliche Züge trägt. Es ist eine wichtige Aufgabe, die Entstehung und den Gebrauch des so gestalteten allgemeinen Subjekts in der Sprache der Institutionen und in der Geschichte der wissenschaftlichen Einzeldisziplinen aufzuspüren. Dies fängt mit den lexikalischen Definitionen von »Mensch« in den einzelnen Sprachen¹ an und hört mit der kritischen Analyse wissenschaftlicher Texte noch lange nicht auf, denn wir sind in unserer Alltagspraxis ständig von entsprechenden, weitgehend unbewußten Konzepten umgeben. Es geht dabei nicht um isolierte Positionen des *Universalen*, des Weiblichen wie des Männlichen, sondern um *Relationen*, die jeweils entstehen. In diesem Beitrag will ich eine spezifische Konstellation untersuchen, in der sich ein männlicher Sprecher über das Werk einer Frau äußert und dabei viel vom allgemein Menschlichen spricht. Hinter einem solchen Szenario steht eine triadische Struktur, die ein hartnäckiges Muster innerhalb unserer westlichen Kulturen darstellt; die jeweiligen Figuren sind als *dramatis personae* austauschbar. Das Beispiel, das ich zur Verdeutlichung gewählt habe, ist ebenso beliebig wie ty-

¹ Vgl. vor allem Friederike Hassauer-Roos, *Das Weib und die Idee der Menschheit*, in: Bernard Cerquiglini, Hans Ulrich Gumbrecht (Hrsg.), *Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, Frankfurt 1983, S. 421-445.

pisch. Es handelt sich um Samuel Hynes' Einleitung zu einer Auswahl von Rebecca Wests Texten, publiziert zum Anlaß ihres 85. Geburtstages.²

Zunächst zu den *dramatis personae*. Rebecca West ist das angenommene Pseudonym von Cicily Isabel Fairfield, die von 1892 bis 1983 vorwiegend in London lebte. Sie schrieb unter anderem 11 Romane, ein Buch über Henry James, eine Biographie über St. Augustinus, einen umfangreichen Reisebericht, ein berühmtes Buch über die Nürnberger NS-Prozesse, zu denen sie als Berichterstatterin abgesandt war, sie hielt viele Reden über Pazifismus, Sozialismus, Philosophie, Ethik, Literatur und verfaßte vom 19. Lebensjahr an Hunderte von journalistischen Artikeln zu diesen Themen. Dank einem neueren bei Virago erschienenen Sammelband »The Young Rebecca«³, ist es möglich, sich ein Bild von ihrer frühen journalistischen Tätigkeit zu machen. Die Zeitschriften, für die die junge Rebecca West schrieb, waren u. a. das feministische Blatt »The Freewoman«, das sozialistische »The Clarion« und alle anderen linken Zeitungen. Zu keinem der zeitgenössischen Themen im Bereich Feminismus und Sozialismus hat sie geschwiegen; sie wurde »Bernhard Shaw in petticoats« genannt. Es ging um das Frauenwahlrecht, alleinerziehende Mütter, Lohnangleichung, freie Liebe, über alle aktuellen Publikationen zum Thema Frau - und das mit spitzer Polemik und stilistischer Brillanz.

Als Journalistin war Rebecca West eher gefürchtet und respektiert (oder gehaßt - je nach Lager -) als geliebt, denn sie war ihr Leben lang eine sehr zornige Frau. »Ladies of Great Britain«, rief sie ihre Schwestern auf, »we are clever, we are efficient, we are trustworthy, we are twice the women that our grandmothers were, but we have not enough devil in us«.⁴ Wo immer über sie geschrieben wird, spricht man von ihrer Kühnheit, Direktheit, Unverfrorenheit, ihrem Witz und Scharfsinn. Es bereitete ihr keinerlei Schwierigkeiten, eindeutig verurteilende Aussagen zu machen, in »gerechtem Zorn« und moralisierend zu sprechen und die Mittel entsprechend effektiv dafür einzusetzen. Also keine Frau der Zwischentöne. Ihr Feminismus war ein aufklärerischer; sie rief unermüdlich die Frauen auf, jegliche Gefälligkeit, Opferhaltung, Selbstmitleid aufzugeben, ihre Intelligenz und ihren Mut einzusetzen im »Kampf um den Platz an der Sonne«, also um gleiche Chancen, um Berufstätigkeit, ein Leben ohne finanzielle Not und mit Anerkennung von außen. Viele Linien führen direkt zu Mary Wollstonecraft zurück. Der Sozialismus, den sie in ihren frühen

² Samuel Hynes, *In Communion with Reality*, in: Rebecca West, *A Celebration*, London 1977 und Harmondsworth 1978, S. ix-xviii.

³ *The Young Rebecca. Writing of Rebecca West 1911-17*, hrsg. von Jane Marcus, London 1983.

⁴ Ebd., S. 295.

Schriften vertritt, ist geprägt von einem Bewußtsein der kleinen und realistischen Schritte und weniger von großen utopischen Ideen:

Never will woman be saved until she realises that it is a far, far better thing to keep a jolly public-house really well than to produce a cathedral full of beautiful thoughts.⁵

Virginia Woolf z. B. fühlt sich ein wenig ungemütlich in Rebecca Wests Gegenwart; in ihren Tagebüchern drückt sie mehrmals angesichts einer Einladung zum lunch ihr Unbehagen aus; als »Orlando« von West gepriesen wird, notiert sie »such a trumpet call of praise - thats her way - that I feel a little sheepish & silly« (1928), und 1932/33 beschreibt sie Rebecca als »a hard painted woman« und als »a very clever woman (...) with a great supply of worldly talk: & much go & humour; a silky careening society voice«.⁶

Rebecca West legte sich mit vielen an: mit Kollegen, mit der Regierung, mit dem Bischof, mit allen Männern, die sich in ihren Schriften über Frauen und Weiblichkeit auslassen. Als Havelock Ellis den suffragists vorwarf, sie ließen keine Geschlechtsunterschiede zu, antwortet sie: »We will be as different as Mr. Ellis likes, but we are not going to lose money over it.«⁷

Ihre eigene Position läßt sich gut an ihren Polemiken ex negativo ablesen: die Pankhursts waren ihr militant genug, aber zu prüde, die ausschließlich auf das Wahlrecht konzentrierten Frauen waren ihr zu wenig antikapitalistisch, die Vertreterinnen eines neuen Weiblichkeitskults (im Rahmen der ökologisch angehauchten vegetarischen etc. Reformbewegungen angesiedelt) waren für sie ganz und gar unakzeptabel. Vor allem für die damalige Verbindung von Weiblichkeit und Pazifismus konnte sie keinerlei Verständnis aufbringen.

In der Brillianz ihres Stils und der perfekten Organisation ihrer Rhetorik, der effektiven Anordnung aller Argumente auf ein Ziel hin war sie auch dort, wo sie bewußt andere Schichten ansprechen wollte, ein Kind ihrer Klasse, der englischen middle class. In ihren Romanen, die viel Thesenhaftes an sich haben, spricht oft der Stil eine andere Sprache als die Fabel, z. B. wenn sie gegen den Reichtum anschreibt, dann aber nur die Reichen und nicht die Armen als literarische Figuren zu beleben weiß. Sie behandelt tabuisierte »Frauenthemen« auf couragierte Weise, versagt der öffentlichen Meinung, dem, »worüber man sprechen darf«, völlig den Respekt, aber gleichzeitig benutzt sie die verfügbaren Textformen, die sie quer durch die Genres beherrscht, auf eine so meisterhafte Art, daß sie sich damit den für Frauen geforderten »Platz an der Sonne« und den Respekt der Gesellschaft erkämpft. Sie

⁵ Ebd., S. 18.

⁶ The Diary of Virginia Woolf, Harmondsworth 1979-85, Vol. 3, S. 200; Vol. 4, S. 167; 131-132.

⁷ Ebd., S. 335.

eignet sich nicht zur Stilisierung als feministische Heldin für die achtziger Jahre, dazu erscheint ihre Ausdrucksweise heute zu hart und männerorientiert.⁸

Der politische Journalismus Rebecca Wests wurde im Laufe ihrer Karriere zunehmend geachtet. Sie wurde als erste weibliche Journalistin zur Berichterstattung in das Oberhaus des Englischen Parlaments zugelassen, und an ihren Prozeßberichten lobte man vor allem den eindeutigen moralischen Ton. 1959 wurde sie dann geadelt, mit dem Titel »Dame Commander, Order of the British Empire«. Ihre politische Position der späteren Jahre war sehr viel widersprüchlicher als in den Anfängen. So vertrat sie eine zunehmend undifferenzierte antikommunistische Haltung, bezeichnete sich daneben nach wie vor explizit als Sozialistin.⁹

Zur zweiten der *dramatis personae*, Samuel Hynes, kann ich mich kurz fassen, da er selbst viel zu Wort kommen wird. Er ist ein angesehener englischer Professor, der geschätzte Aufgaben in der englischen Philologie übernommen hat. Diese sind beispielsweise die Gesamtausgabe von Thomas Hardys Lyrik, Buchpublikationen über Hardy und William Golding, über die »Edwardian Literature« und über die »Generation Audens«, Literatur und Politik in den dreißiger Jahren. Auf was es mir hier ankommt: Hynes ist ein angesehener Hochschullehrer und Gelehrter, der sich in dem literarischen, politischen und sozialen Kontext, in dem Rebecca West sich bewegte, besonders gut auskennt.

Der Dritte im Bunde, das allgemeine Subjekt, ist zunächst nur schemenhaft vorhanden, wir kennen ihn jedoch alle mehr, als wir glauben möchten. Im Verlauf des Textes, über den ich jetzt sprechen werde, gewinnt er deutlichere Gestalt.

II

Der Titel des Textes von Samuel Hynes über Rebecca West lautet »In Communion With Reality«. Er leitet die Textausgabe zu Ehren von Rebecca Wests fünfundachtzigstem Geburtstag ein. Dieser Text eines angesehenen Mitglieds der akademischen Welt über ein angesehenes Mitglied der englischen Gesellschaft, die geadelte Dame Rebecca, wurde nicht eigens für diesen Anlaß verfaßt, sondern war bereits in »The Times Literary Supplement« vom 21. Dezember 1973 erschienen. Der Verlag hielt ihn für würdig, diesen Band einzu-

⁸ Vgl. Dale Spender, *Woman of Ideas*, London 1982, S. 460-65; Fay Weldon, *Rebecca West*, Harmondsworth 1985; Jane Marcus, Maggie Humm, Bonnie K. Scott, *The Strange Necessity of Rebecca West*, in: Sue Roe (ed.), *Women Reading Women's Writing*, Brighton 1987, S. 265-86.

⁹ Vgl. dazu vor allem Scott, *Strange Necessity* und Victoria Glendinning, *Rebecca West. A Life*, London 1987, S. 181 ff.

leiten. Da der Anlaß für dieses Buch ein besonderer war, darf angenommen werden, daß die Herausgeber sich die Wahl des einleitenden Artikels gut überlegt haben, womit Hynes implizit für seine Ausführungen noch eine Reihe von Mitautoren hinzugewinnt.

Hynes leitet seinen Artikel mit einem Zitat der Autorin ein, in dem sie sagt, es habe bis jetzt (1931) nur wenige Denkerinnen und Künstlerinnen gegeben, die nicht männliche Werte und Rollenzuweisungen an Frauen zum Maßstab genommen hätten, und er legt es wie folgt aus:

The terms she set are severe: to be both a thinker and an artist, and to escape the limitations and distortions that follow when a gifted woman adapts her talents to the world of men (...). For Dame Rebecca the ideal creative condition for a woman is to be beyond roles - to be a mirror of reality itself. (ix)

Mit »beyond roles« visiert er bereits einen geschlechtsneutralen Ort an, wo Objektivität verbürgt sein soll. Die Idee von *Neutralität* ist offensichtlich gepaart mit dem Glauben an eine einzige erfahrbare Wirklichkeit. In einem weiteren Abschnitt entschuldigt Hynes sich dafür, daß er bei der Besprechung eines solchen Talents so sehr auf die Probleme eingehe, die sich »aus ihrem Geschlecht« ergeben. Dies sei unvermeidbar, einerseits weil sie fast in jedem ihrer Texte irgendwelche feministischen statements mache und andererseits weil »her own career as a successful professional writer has demonstrated both the problem of being a woman artist, and the solution to it« (x). Es wird interessant sein zu sehen, worin die Lösung besteht.

Nachdem er kurz Wests Buch über Henry James (1916) als ein Werk feministischer Literaturkritik kennzeichnet (und nur mit leichter Ironie sich wundert, warum sie gerade James so behandle, er sei doch nicht so schlimm wie Hemingway oder Mailer), geht er auf ihren ersten Roman, »The Return of the Soldier« ein. Er nennt den Roman »ein kleines Meisterwerk«; aber es sei fast ein »Frauenroman« (woman's novel) von der Art wie Dorothy Richardsons »Pointed Roofs« oder Virginia Woolfs »Mrs. Dalloway«. Und er meint, »perhaps one might say that, though it was feminist, it was not androgynous enough« (xi). Allerdings gibt es so viele Konzepte von Androgynität, daß wir aufpassen müssen, wie sie hier definiert wird, vor allem auch deshalb, weil männlichen Autoren, wie sehr sie auch immer über Männerleben, ihre Obsessionen und Leidenschaften schreiben, nie der Vorwurf mangelnder Androgynität gemacht wird.

Hynes' nächstes Argument führt uns ein Stück weiter. Er räumt dennoch ein, daß auch in diesem ach so unvollkommenen Roman bereits angelegt sei, was die Größe der Autorin ausmache, nämlich daß sie ein reifes Gespür für die Welt und für menschliche Werte habe. Und er fährt fort:

Communion with reality is a large ambition, and one that must lead a woman away from her private world, to politics and art and history, to law and religion and crime. It is the course that Dame Rebecca has followed. (xi)

Der Schatten eines neutralen Allgemeinen, das die sogenannte private Welt der Frau nicht einbezieht, erscheint immer greifbarer im Hintergrund.

Die nächsten beiden Romane, »The Judge« (1922) und »Harriet Hume« (1929) seien zu Recht vergessen worden, obwohl die Autorin sich dabei schon ein paar »larger subjects« zuwende, meint der Kritiker. (Inzwischen sind sie allerdings durch Virago wiederaufgelegt.) Eine wichtige Stufe auf ihrem Weg zur Vervollkommenheit sieht Hynes in Wests Essay »The Strange Necessity« (1928), vor allem aufgrund seines Stils.

It begins like an essay by Virginia Woolf, mixing an account of a stroll in the city with thoughts about literature, making it all seem informal and easy, and consciously charming, and very womanly. But it moves on to a level of intellectual toughness and knowledge where Virginia Woolf could never have followed (...). It is as though Dame Rebecca were acting out her liberation from the stereotypes of her sex, and showing us how a free mind might play upon ideas. (xii)

Hynes stellt ein Oppositionsschema auf zwischen weiblich charmant und intellektuell unbestechlich/»tough«. Die eine Seite wird explizit als weiblich bezeichnet, die andere erscheint geschlechtsneutral (wenn auch schon ziemlich eindeutig als männlich konnotiert). Das Weibliche am Stil ist defizitär, ist das Andere des neutral Positiven, des freien Geistes. Das allgemeine Subjekt steht schon in seiner ganzen Schönheit wie eine Statue vor uns und will bewundert werden.¹⁰

In den beiden Romanen »The Harsh Voice« (1935) und »The Thinking Reed« (1936) - beide erforschen die Gefühle und das Sexualleben einer weiblichen Figur - kann Hynes keine Fortschritte der Autorin erkennen, denn »the literary forms Dame Rebecca worked in were still those of the woman novelist« (xiii). Aber, so fährt er fort, sie hat mittlerweile einen Schritt unternommen, der für sie befreiend wirken sollte, nämlich eine Biographie des Heiligen Augustinus zu schreiben. Das Thema führte weg von den Frauen, »it led Dame Rebecca to history, religion and psychology and it engaged her mind with a great mind and a body of thought that shaped her thinking for the rest of her career« (xiii). Der männliche Heilige brachte sie also auf andere Gedanken, weil er, so Hynes, als der Archetyp des Menschen der Moderne - »of Western man« - von Dame Rebecca analysiert wurde und sie sich damit den großen Themen der Menschheit öffnete. Ein weiteres Oppositionspaar ist im

¹⁰ Auf die Tatsache, daß Virginia Woolfs Essays innovative Kunstwerke sind, in denen sie mit anderen (möglicherweise als »weiblich« zu bezeichnenden) Formen des Schreibens experimentiert, gehe ich hier nicht weiter ein.

Lauf des Textes aufgebaut worden: zwischen dem »kleinen« Weiblich-Privaten und dem »großen« Geistigen. Die beiden Pole markieren den Weg, den die Autorin zurückzulegen hat. Der eine Pol ist weiblich, der andere neutral bestimmt.

Und nun ist sie bereit, ihr Meisterwerk zu schreiben, das Hynes in größten Tönen lobt. Es ist »Black Lamb and Grey Falcon« (1941), ein Bericht über ihre Reise durch den Balkan, der umfassende historische, politische, religiöse Fragestellungen einbezieht.¹¹ Hynes schreibt eine Menge über die allgemeine Bedeutung dieses Buchs und wendet sich dann seinem Wert für die Persönlichkeit der Autorin zu: »in this one book she cast aside entirely the restrictions of 'woman writer' and revealed the true range of her mind« (xv). Er wiederholt sich zwar, aber er möchte ganz sicher gehen, daß wir verstehen, wie schwierig es für eine Frau ist, als Mensch für andere Menschen zu schreiben, weil sie damit ihre Weiblichkeit ablegen muß. Als wahrlich großer Mensch zu schreiben, so scheint sich aus diesem Text zu ergeben, ist für einen Mann etwas weniger schwierig, er muß zwar ebenfalls Meisterschaft erzielen, aber er braucht sein Geschlecht nicht zu leugnen (sich nicht zu kastrieren).

Über Hynes weitere Kommentare zu Wests Stationen auf ihrem Weg der Annäherung an das allgemeine Subjekt fasse ich mich kurz: er lobt ihre Berichte über die Nürnberger Prozesse und über die Rechtsprechung für Hochverräter in den beiden Büchern »The Meaning of Treason« (1949) und »A Train of Powder« (1955) als journalistische Kunstwerke, die sich wieder den Fragen der Menschheit zuwenden. Er sieht ihre beiden nächsten Romane als Rückfälle in alte Schreibweisen als »woman writer« und preist dann wieder ihr Buch »The Court and the Castle« (1957), in dem sie die Verbindung von politischen und religiösen Ideen in der Fiktion untersucht. Er findet es angemessen, daß ihre Studie »mit Augustinus anfängt und mit Kafka endet, denn sie teilen ein zeitloses Problem«. Und jetzt noch sein Schlußsatz:

In the end it is the inquiring mind that we know, and not the personality, or the sensibility. Or the gender, for to discover what she knows, a woman must stretch beyond woman's matters. That fine, strong androgynous mind that we meet in her books is her achievement. (xviii)

Als erstes möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß der Kritiker durchaus den Eindruck erweckt, der Schriftstellerin wohlwollend gegenüberzustehen, und dasselbe gilt für die Herausgeber des Bandes. Der Dritte im Bunde, der sich hier so kraftvoll bemerkbar macht und als Richtschnur für die Bewertungen gilt, ist ebenso ubiquitär, so selbstverständlich, so »natürlich« akzeptiert, daß einem »normalen« Leser, der/die in dieses abendländische

¹¹ Ironischerweise ist dies gerade derjenige unter Wests Texten, in dem sie ständig ihrem Mann, Henry Andrews, für seine wichtigen Einsichten Tribut zollt.

Denken hineinerzogen wurde, nicht auffällt, was dabei Unerquickliches für das weibliche Geschlecht passiert.

Interessant sind die Beziehungsmuster, die sich abzeichnen: Der Kritiker fühlt sich wohl und hat Autorität, weil er qua geschlechtlichem Geburtsrecht eine Position näher dem allgemeinen Subjekt einnehmen kann. Er kann es re-präsentieren, wenn er will, ohne sich seines Geschlechts bewußt zu sein, und er kann von dieser Warte aus richten und bewerten. Damit übt er Herrschaft aus. Die Autorin, die explizit als Frau beschrieben wird, muß sich ein Leben lang abplagen und schafft es schließlich, als voll menschlich anerkannt zu werden, aber nur, wenn sie ihre Weiblichkeit aufgibt. Wir Leserinnen sollen uns freuen, daß wenigstens eine unserer Schwestern so etwas erreicht hat und uns ebenfalls bemühen. Die männlichen Leser bekommen das Vorbild eines wahrlich toleranten Kollegen vorgeführt, der sich die Zeit nimmt, das alles über eine nicht genügend beachtete Schriftstellerin herauszuarbeiten ... und so weiter. Jede dieser Beziehungen verläuft nicht zwischen zwei Punkten, sondern über ein *Drittes*, nämlich die Grundannahme vom allgemeinen Subjekt, das unsere Kultur prägt. Die Schrift des Kritikers bewegt sich im Rahmen eines »autorisierten Diskurses«, weshalb nichts »Unübliches« an ihr auffällt.

In diesem Text wird also die Entwicklung einer weiblichen Autorin zum Künstler, die Entwicklung einer Frau zum Menschen beschrieben. Implizit gehen damit eine Reihe von ebenfalls als »selbstverständlich« akzeptierten Grundannahmen vom Subjekt Hand in Hand. Das einzelne Subjekt entwickelt sich in einer teleologischen Linie, wird langsam mit sich selbst identisch. Diese Annahme vom Subjekt erlaubt es, einen Hauptfaden für ein Leben herauszugreifen und alles andere als akzidentiell, als Jugendsünde, als Verwirrung, als handicap des (weiblichen) Geschlechts fallen zu lassen. Dies ist eine persistierende Fiktion, die nicht nur die Genres der Biographie und Autobiographie und des Entwicklungsromans bestimmt, sondern auch, wie Catherine Belsey differenziert herausgearbeitet hat, eine Grundannahme des »liberal humanism«:

The ideology of liberal humanism assumes a world of non-contradictory (...) individuals whose unfettered consciousness is the origin of meaning, knowledge and action.¹²

Nach dem auf dieser Tradition begründeten Textverständnis hat Literatur Wirklichkeit möglichst ungehindert wiederzugeben, ein Postulat, das wir in Hynes' Idealvorstellungen deutlich formuliert bekommen. Das schreibende Subjekt ist demnach ständig auf der Suche nach Wirklichkeitstreue und Wahrheit; und es wird übersehen, daß im literarischen Text mit Sprache Wirklichkeit erschaffen wird; ganz im Gegenteil wird gemäß dieser Auffassung

¹² Catherine Belsey, *Critical Practice*, London 1980, S. 67.

Sprache im besten Fall transparent und gibt den Blick auf die »Realität« frei. Gleichzeitig mit der Diskursivität des durch Sprache Geschaffenen wird auch die Konstruiertheit dessen, was Realität genannt wird, unterdrückt. Belsey macht deutlich, welche problematischen politischen Dimensionen eine solche Rede von Text, Realität, essentieller Menschlichkeit besitzt, denn was nicht als gemacht verstanden wird, ist dem verändernden Eingriff nicht so leicht zugänglich. Wenn wir die Selbstverständlichkeit und »Natürlichkeit« der hier besprochenen Vorstellung vom allgemein Menschlichen in diesem Licht betrachten, läßt sich erkennen, welche Erkenntnisbarrieren und patriarchalischen Machtinteressen zu überwinden sind.

Es ließe sich ein bunter Zitatschatz anführen, um in Erinnerung zu rufen, mit welchem allgegenwärtigen Phänomen wir es hier zu tun haben. Um mich vom Schreiben über dieses fatale Dreieck zu erholen, wanderte ich an einem schönen Herbsttag durch rheinische Weinberge; da fiel mein Blick auf einen Spruch, der in den Balken eines schmucken Fachwerkhauses eingraviert war: »Wer nicht liebt Wein Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang«. Dies ist ein moralischer Spruch, der sich scheinbar an alle richtet: wer etwas Bestimmtes nicht tut, bleibt ein Narr. Der Mensch, der solchermaßen gewarnt wird, ist ein Mann, der neben Wein und Gesang das Weib lieben soll. Das 18. Jahrhundert (der Spruch selbst soll auf Luther zurückgehen) und dieser provinzielle Ort, an dem dieser Spruch benützt wurde, können sicher davon freigesprochen werden, lesbische Beziehungen empfohlen zu haben. Also hier war es wieder, das männliche allgemeine Subjekt, und die Erholung war hin.¹³

Noch einmal zu unserem Beispiel: aufgrund seiner Auffassung vom Subjekt kann Hynes der konkreten historischen Figur Rebecca West nicht gerecht werden. Vor allem kann er der Vielfalt ihrer Tätigkeiten nicht Rechnung tragen. Es ist sicher richtig, daß sie sich den Zugang in männerbeherrschte Domänen erkämpfte, daß sie ihren Stil und überhaupt die Professionalität ihres Vorgehens an die bestehenden allgemeinen Normen anpaßte, aber wenn Hynes gerade dies als ihre Größe herausstellt, dann sieht er nicht die Frau Rebecca West, sondern den verstümmelten Mann, den er in ihr erkennen kann. Die frühe journalistische Tätigkeit im Dienst des Feminismus und die Romane, in denen sie in eine weibliche Person schlüpfte, fallen ganz heraus. Er kann Rebecca West nur deshalb dem Allgemeinen einverleiben, weil sie die erwähnten »männlichen« Züge trägt. Andere Autorinnen muß er von vornherein außerhalb dieser Grenzziehung belassen, wie seine Argumentation zeigt. Er hat fast

¹³ Die Bibel, Shakespeare und Goethe und alle anderen könnten zitiert werden. »Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment«, lautete ein beliebter Apospruch. Dazu noch etwas Werbung: »Wer das Echte liebt ... wer überall eine Schöne für seine Töne findet - der raucht Gauloise«. Vielen Dank an Eva Schaefer, die mich auf dieses Beispiel aufmerksam machte.

nichts von der zornigen, suchenden und sehr widersprüchlichen Frau erfahren und richtet sie lediglich zu für eine möglichst beruhigende Eingliederung in einen Literaturkanon, der Größe eben nach der Anpassung an männliche Normen (unter dem Deckmantel der Allgemeinheit) definiert.

III

Viele haben sich bereits Gedanken gemacht, was getan werden könnte, um dem Ausschluß des Weiblichen aus dem Allgemeinen ein Ende zu bereiten. Zunächst möchte frau meinen, daß es für das Draußengelassene genügt, vehement den Zutritt zu fordern und zu verlangen, daß ein Plätzchen freigemacht wird. Dabei setzen viele ihre Hoffnungen in ein *androgynes Modell* von Mensch.

Die meisten feministischen Untersuchungen über bestehende Androgynitätskonzepte weisen allerdings darauf hin, daß es sich um Ergänzungsmodelle aus männlichem Blickwinkel handelt, in denen die Hierarchien unangetastet bleiben und Weibliches zur Abrundung, Vervollkommenung, oft auch zur Rettung hinzugefügt wird.¹⁴ Im Rahmen des Ökofeminismus, der viele männliche Anhänger aufzuweisen hat, wird zum Beispiel versucht, dem Ausverkauf des Planeten durch Rückbesinnung auf verdrängte weibliche Werte Einhalt zu gebieten.¹⁵ Es handelt sich mehr um eine Rettung durch das Verdrängte als um eine Rettung des Verdrängten selbst.

Ein anderer Weg, der von bestimmten Gruppen offensiv verfolgt wird, ist der Austausch des männlichen allgemeinen Subjekts durch ein weibliches in Form eines *matriarchalischen* Menschenbilds.¹⁶ Es wird abgeleitet von präpatriarchalen historischen Zuständen und ergibt im Grunde ein ähnlich starres Dreiecksschema, nur eben mit dem Unterschied, daß das allgemeine Subjekt weibliche Züge trägt. Die Muster von Ein- und Ausschluß und der teleologischen Ausrichtung, von hierarchischer - nun eben umgedrehter - Ordnung aber werden damit keiner Veränderung unterzogen.

Eine weitere Tendenz, in das verhängnisvolle Schema einzugreifen, dürfte uns allen gut bekannt sein. Es ist der Versuch, ein starkes verallgemeinertes Bild vom weiblichen Menschen aufzustellen und es neben den männlichen zu plazieren, also der Versuch - um beim Bild zu bleiben -, aus dem Dreieck ein

¹⁴ Vgl. z. B. die Artikel im Abschnitt »Androgynität«, in: Frauen-Weiblichkeit-Schrift, hrsg. von Renate Berger u. a., Berlin 1985 und Christina Thürmer-Rohr, Wendezeit-Wendedenken-Wegdenken, in: Vagabundinnen, Berlin, 1987, S. 93-105.

¹⁵ Vgl. bereits Herbert Marcuses Utopie einer befreienden Androgynität in: Marxism and Feminism, in: Women's Studies, 2 (1974), 279-288.

¹⁶ Vgl. dazu etwa die Texte von Mary Daly oder von Heide Götner-Abendroth.

Viereck zu machen. Dadurch wird ein wichtiges Identifikationsangebot für Frauen erstellt, getragen von der Absicht, den Zugang zu einem *weiblichen Allgemeinen* zu eröffnen. Implizit ist damit auch der Verzicht auf ein beide Geschlechter einbeziehendes Konzept von Mensch verbunden. Davon haben im Grunde alle Frauen in den Anfängen der feministischen Bewegungen profitiert. In den USA sind diese Vorstellungen noch besonders lebendig. Sie sind getragen von der Hoffnung, daß ein authentisches essentielles Bild von Weiblichkeit entsteht, wenn nur lange und intensiv genug nach Gemeinsamkeiten gesucht wird.¹⁷

Obwohl heute die Idealvorstellungen eines authentischen, ganzheitlich-monolithischen Subjekts - egal ob universal oder weiblich - angegriffen werden (auf die Gründe gehe ich im folgenden noch ein), ist nicht zu übersehen, welche strategischen Funktionen diese erfüllen können. Es stellt sich doch immer die Frage, welche Gruppe zu welchem historischen Zeitpunkt ein bestimmtes Modell von Subjekt errichtet. Welchen Stellenwert ganzheitliche Weiblichkeit zum Beispiel in Alice Walkers Vorstellung von »womanism« für schwarze Frauen besitzt und welche legitime Lust an Lesestoffen, die in sich geschlossene Weiblichkeitsmodelle anbieten, Frauen der Unterschicht haben, muß von den einzelnen Gruppen selbst entschieden werden. Im beschriebenen Dreieck ist ganz offensichtlich eine spezifische Gruppe von Frauen gefangen, weiß und der Mittelschicht zugehörig, eine Gruppe, die der auslöschenden Attacke durch die Konzepte des »Allgemein Menschlichen« durch die Bildungsinstitutionen besonders ausgesetzt ist, und dies ist gegenwärtig auch diejenige Gruppe, die die meisten Wissenschaftlerinnen stellt. Es wäre vermessen, ihnen - bzw. uns, da mein eigener Weg hier eingeschlossen ist - die Verfügungsgewalt über die Struktur der einzelnen aufgestellten Frauen- und Menschenbilder zu überlassen.

Ein interessanter, provokativer Vorschlag taucht gelegentlich auf. Er warnt davor, symmetrisch zum männlich Allgemeinen das Weibliche zu ontologisieren. Das heißt, daß es vielleicht möglich sein könnte, dem Zug zum Allgemeinen mit einem »Sprung aus der Symmetrie« insgesamt Widerstand zu leisten, denn wie Cornelia Klinger sagt, »'Die Frau' als 'das Andere' ist so einheitlich nur in bezug auf 'den Mann' als 'das Eine'. Aus dieser Fixierung freigelassen ist sie anderes und anderes und anderes«.¹⁸

¹⁷ Vgl. den Bezugspunkt »Frau« in den wichtigen Arbeiten von Elaine Showalter, Sandra Gilbert/Susan Gubar und Judith Fetterley. Die Reaktionen auf meine Einleitung zu »Feminist Aesthetics«, Boston 1986, in der ich gegen »essentialism« argumentiere, zeigen deutlich, daß an diesem Punkt noch viel weiter diskutiert werden muß.

¹⁸ Cornelia Klinger, Das Bild der Frau in der Philosophie und die Reflexion von Frauen auf die Philosophie, in: Karin Hausen, Helga Nowotny (Hrsg.), Wie männlich ist die Wissenschaft?, Frankfurt 1986, S. 62-84.

Die poststrukturalistischen Subjekttheorien, die hierzulande meist pauschal verurteilt werden, halten nicht viel von verbindlichen universalen Konzepten. Nach ihnen ist es nicht mehr möglich, im Dreieck - um noch einmal das gewählte Bild zu benützen - etwas herumzumanipulieren, umzuschichten, umzudrehen und es gleichzeitig aufrechtzuerhalten, sondern es ist als Struktur gänzlich kollabiert. Ich benütze »poststrukturalistisch« mit Unbehagen als Sammelbegriff für Vorstellungen, an denen mehrere Disziplinen beteiligt sind, wie die Psychoanalyse Lacans, Kristevas und Kofmans, die Philosophie Derridas, die Kulturtheorie Foucaults, die Literaturkritik Barthes' und vieler zeitgenössischer Literaturwissenschaftlerinnen wie Spivak, Johnson, Miller und anderer. Das Subjekt zeigt nach diesen theoretischen Entwürfen alle jene Eigenschaften, von denen Hynes noch automatisch ausgehen konnte, nicht mehr. Es ist nicht autonom, nicht einheitlich geschlossen, es ist in seiner Rede nicht authentisch präsent. Die Begründungen dafür sind sprachphilosophischer und psychoanalytischer Art. Zum einen wird gesehen, daß das Subjekt sich in und durch Sprache äußert, sich diskursiv konstituiert. Es ist *auch* eine Funktion von Sprache. Die Sprache und die zeitgenössischen Diskurse schieben sich zwischen das Subjekt und dessen Äußerung. Es ist nicht alleiniger Urheber von Bedeutung, sondern das Subjekt wird auch gesprochen. Die Differenz zwischen dem unaussprechbar Gemeinten und dem Gesagten ist unaufhebbar, bedingt zeitliche und inhaltliche Verschiebungen und eine dauernde Bewegung. Ich habe damit ein paar Grundannahmen Derridas sehr vereinfacht wiedergegeben. Bei Lacan werden Verschiebungen psychoanalytisch begründet, aber auch er bleibt nah an der Sprache. Das Ich einer konkreten Äußerung kommt nie zur Deckung mit dem Bild, das dieses Ich sich gleichzeitig von sich macht, mit seinem imaginären Ich. Das Unbewußte redet mit, wenn gesprochen wird, aber es läßt sich nie voll ausdrücken. Was auch mitredet, sind die Einschreibungen in die symbolische Ordnung. Also auch hier werden Vorstellungen von Authentizität, Geschlossenheit, Präsenz und Identität aufgeweicht. Statt dessen ist das Subjekt ständig in Bewegung, psychoanalytisch gesehen in einer Bewegung des Begehrens, sprachphilosophisch gesehen in einer Bewegung der Bedeutungsschaffung.

Dem so gestalteten Subjekt ist keine Teilnahme am Allgemeinen mehr möglich, denn das allgemeine Subjekt hat, wenn es nach diesen theoretischen Konzepten geht, seine Autorität eingebüßt, es stellt kein verpflichtendes Zentrum mehr dar, das re-präsentiert werden kann und das im Namen der Kultur die Verteilung des Innen und Außen (wir haben oben gesehen, wie das funktioniert), des Eigentlichen und des Uneigentlichen, des Einen und des "Anderen" regelt. Es wird als metaphysisches Gespinnst analysiert, das eben jenes bereitwillige Reden »im Namen der Menschheit« ermöglicht hat, das auch das Weibliche ausschließt und eine Legitimations-Rhetorik anbietet, mit der schon

viele Schrecken, auch und gerade noch in unserem Jahrhundert legitimiert wurden.

Es dürfte deutlich geworden sein, daß sich durch die Dekonstruktion von als »natürlich« tradierten Vorstellungen über das Subjekt Chancen für einen Ort des Weiblichen in der Kultur ergeben. Die Frage ist, ob wir dann noch von Oppositionen männlich-weiblich ausgehen können. Lyotard zum Beispiel stellt sich das ganze als ein großes Inventar von Eigenschaften vor, die bisher gebündelt in zwei Gruppen, eben männlich und weiblich aufgetreten sind, aber freigelassen im einzelnen Subjekt immer wieder zur Neuverteilung anstehen könnten.¹⁹ Das würde keine Gleichmacherei bedeuten, sondern andere, nicht mehr binäre Formen von *Differenz* ermöglichen. Dazu auch Julia Kristeva, die meint,

(...) daß wir uns davor hüten sollten, die kulturellen Produktionen zu sexualisieren: dies ist weiblich, das ist männlich. Das Problem scheint mir ein anderes: wie lassen sich die ökonomischen und libidinösen Bedingungen schaffen, die es den Frauen ermöglichen, die gesellschaftliche Unterdrückung und die sexuelle Verdrängung zu analysieren und dialektisch zu vermitteln, so daß jede ihre Besonderheiten, ihre Unterschiedlichkeit in der Einzigartigkeit, die Zufälle und Notwendigkeiten von Natur, Familie und Gesellschaft ihnen verleihen, einbringen kann.²⁰

Auf die Probleme, die dabei entstehen, wird durch eine Reihe von Theoretikerinnen neuerdings mit Nachdruck hingewiesen.²¹ Vor allem geht es um die Frage, wo dabei die »reale Frau« bleibt, ob sie nicht zur bloßen Textfigur wird, mit der sich männliche Autoren schmücken. Dann allerdings wäre nichts gewonnen.

Es ist keineswegs so, daß sich aus den Einsichten der neueren Ansätze zum Subjekt eine einzige Perspektive für Frauen und den kulturellen Ort des Weiblichen abzeichnet. Wir haben die konkreten Implikationen noch längst nicht zu Ende gedacht. Eine der ersten Konsequenzen war, daß die kulturelle Marginalität der Frauen nicht länger nur beklagt, sondern auch als Chance gesehen wurde. Denn diejenigen, denen der Zugang zu einem verbindlichen Konzept des Allgemeinen mit seinen Normen des geschlossenen, mit sich identischen Subjekts verweigert worden war, können sehr viel leichter das heterogene, offene Subjekt vertreten. Aus der früheren Unmöglichkeit, das Eine und Allgemeine repräsentieren zu dürfen, wird das Privileg, es nicht repräsentieren zu brauchen. Doch es liegt auch eine Verführung darin, die Rolle der ewig Fremden und der ewig in der Negation Befindlichen zu spielen. »Keine Iden-

¹⁹ Jean-Francois Lyotard, *One of the Things at Stake in Women's Struggles*, *SubStance* 20 (1978), S. 9-17.

²⁰ Julia Kristeva, *Une(s) Femme(s)*, in: *LE GRIF*, *Essen vom Baum der Erkenntnis*, Berlin 1977, S. 47.

²¹ Vgl. Teresa de Lauretis, *Technologies of Gender*, Bloomington 1987, S. 21-26.

tität, keine Rollenumkehrung, kein Exil kann eine Position des permanenten endgültigen Dissidententums garantieren«²² sagt Jane Gallop, die sehr wohl auf der Seite des heterogenen Subjekts steht. Wie schnell das ganze in essentialistische Festlegungen umkippen kann, läßt sich an der Avantgarde-Diskussion erkennen: wenn zum Beispiel die Aufweichung der Ichgrenzen einer fiktionalen Gestalt in Texten von Autorinnen der Moderne gleich als Zeichen »weiblichen« subversiven Schreibens gewertet wird, ohne daß die historischen und sozialen Bedingungen für dieses Schreiben genügend beachtet werden.

Wenn es wirklich so ist, daß mit dem Blick auf das Begehren in der Schrift nicht nur ein analytisches, sondern auch ein utopisches Konzept anvisiert wird, dann müßte das Weibliche in das Innen einer neuen Kultur hineingenommen werden. Die Stilisierung als Fremde und das Beharren auf einer exterritorialen Position würde dann eine Festlegung bedeuten, die sich gegen Veränderung sperrt. Dazu Sigrid Schmid:

Die Abschaffung der Grenze resultiert in einem völlig neuen kulturellen Raum, der nicht mehr durch das metaphysische Auge Gott-Vaters hierarchisiert erscheint. Damit hat aber die Frau eine Position im Inneren, kann und muß in diesem Raum auf eine neue Art existieren und ihn sich erschreiben.²³

Es geht also um mehrere Vorgänge auf einmal. Zum einen ist es nötig, - auch kämpferisch - einen Ort zu schaffen, an dem Frauen sich äußern können, und zum anderen gilt es, an diesem Ort experimentierend zu erproben, was zum Ausdruck kommen will. Wird dies ohne voreilige universalisierende Festlegungen des Weiblichen möglich sein?

²² Jane Gallop, *Feminism and Psychoanalysis. The Daughter's Seduction*, London 1982, S. 127.

²³ Sigrid Schmid, *Die unbewußte Schrift der Frauen. Fremd- und Selbstbestimmung in der kontrollierten Kultur*, in: *Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses*, Göttingen 1985, S. 129.